

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **28 (2021)**

Heft 315

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perspektiven

Das Knattern der Generatoren:
Flaschenpost aus dem syrischen
Homs, wo die Vögel erst lang-
sam zurückkehren. Von Judika
Peters

40

Tansania, Sri Lanka, Herisau:
Die Buchhändlerin Franziska
Tschumi und ihr Leben
zwischen drei Kontinenten.
Von Gabriele Barbey

42

In der Baggerschaufel: Vor 30
Jahren protestierten ARNA
und GONA zusammen gegen
den Waffenplatz Neuchlen-
Anschwilen. Von Kaija Eigen-
mann, Flurina Lüchinger
und Lia und Jael Allenspach

45

Selig unseliger Seluner:
Der Leichnam des «taubstum-
men Findlings» aus dem
Obertoggenburg hat endlich
seine letzte Ruhe gefunden.
Von Roman Hertler

48

DAS



KNATTERN



Mit einem kleinen Zittern bleibt die Nadel stehen. Für einen Moment ist es ganz still, nur ein paar Kinder sind auf der Strasse zu hören. Dann geht in der Ferne knatternd ein einsamer Generator an. In diesem Viertel von Homs, das während des Konflikts als Oppositionshochburg galt, kann sich eigentlich niemand einen Generator leisten.

Samer sitzt vor seiner Nähmaschine, neben ihm ein Haufen zugeschnittener Stoffstücke. Seine Frau reicht uns Tee. In vier Stunden sollte es wieder für zwei Stunden Strom geben, so dass die Stücke zu Kissenbezügen vernäht werden können. Doch verlässlich ist der Rhythmus nicht. Das gilt besonders für diesen Stadtteil, der lange heftig umkämpft und dabei stark zerstört worden war. Diesel ist teuer, nur die Wenigsten können sich die Schwarzmarktpreise leisten.

So folgt der Tagesrhythmus bei Samer und Alia dem An und Ab des Stroms. Wie in allen syrischen Haushalten. Als ich kürzlich bei einem syrischen Kollegen war, kam während des Abendessens der Strom zurück und alles schlug in Geschäftigkeit um. Es wurde gekocht, Schulaufgaben wurden unters Licht geholt, Mobiltelefone und batteriebetriebene Lampen aufgeladen und Wassertanks gefüllt.

Früher hatte Samer im Erdgeschoss unter seiner Wohnung eine Schneiderei mit mehreren Angestellten und Kunden aus ganz Homs. Während der über zweijährigen Belagerung des Stadtzentrums durch die syrischen Regierungstruppen schlug eine Granate ein. Samer und seine Familie waren zu

diesem Zeitpunkt schon zu Verwandten in einen anderen Stadtteil geflüchtet. Als sie zurückkamen, war das Geschäft komplett zerstört, die Metallläden an den Fenstern von der Explosion in grossen Wellen ausgebaucht, die Wohnung über dem Geschäft zum Teil eingestürzt. Was nicht zerstört war, wurde geplündert. Sogar Fenster und Türen.

Mit der Unterstützung einer internationalen Organisation hat sich Samer vor einem Jahr eine Nähmaschine gekauft und versucht nun, mit Auftragsarbeiten über die Runden zu kommen. Er hofft, dass er die mit Plastikplanen notdürftig abgedichteten Aussenwände seiner Wohnung irgendwann wieder aufbauen kann. Wenn alles gut läuft.

Egal, wer das Sagen hat

Aber eigentlich läuft hier gar nichts gut. Zwar ist der Syrienkonflikt durch andere Aktualitäten aus den Schlagzeilen verschwunden. Nach wie vor schlagen aber an den verbleibenden Fronten in der nördlichen Provinz Idlib täglich Granaten ein, während der Rest des Landes in Ruinen sitzt und alles knapp ist. Strom, Diesel, Wasser, Brot.

Nach über zehn Jahren Konflikt, Zerstörung und Kriegswirtschaft serbelt das Land vor sich hin. Covid, die katastrophale Situation im wirtschaftlich eng mit Syrien verflochtenen Libanon und die internationalen Sanktionen machen alles noch schlimmer. Darunter leidet vor allem die Bevölkerung und nicht jene, die man eigentlich sanktionieren will.

Trotz Jahren des Kriegs und der Zerstörung finden Samer und Alia, dass es nie schlimmer war als heute. Die hoffnungslose wirtschaftliche wie politische Lage, der Kollaps sämtlicher öffentlicher Dienste und die Perspektivlosigkeit wirken erstickend. Präsident Bashar Al-Assad liess sich im Mai für weitere sieben Jahre wählen. Sein Regime sitzt wieder fest im Sattel.

Wen Samer und Alia gewählt haben, fragen wir nicht. Auch nicht, ob sie überhaupt wählen gingen. Die letzten 50 Jahre haben die Leute gelehrt, was welche Konsequenzen haben kann. Die Träume, die Teile der Syrer:innen zu Beginn des Aufstands hatten, sind längst geplatzt. Zu gross war das Leid der letzten zehn Jahre, zu bitter die Enttäuschungen, zu schwer der tägliche Kampf um grundlegende Dinge.

Meine Arabischlehrerin versteht nicht, wieso «der Westen» ständig auf der Demokratie rumreitet, als ob sich dieses Konzept über jede beliebige Region stülpen liesse und als ob die Versuche dazu der syrischen Bevölkerung bisher irgendetwas gebracht hätten. Ihr und vielen anderen ist es längst egal, wer das Sagen hat. Was die Leute brauchen, sind Wasser, Strom und ein Krankenhaus.

Das staatliche Krankenhaus von Homs wurde 2013 dem Erdboden gleichgemacht. Noch heute fährt man im Stadtzentrum täglich am weiten Trümmerfeld vorbei. Nichts wurde wieder aufgebaut. Nur ein paar kleinere Läden stehen heute da. Die frisch gestrichenen Wände blinzeln seltsam aus den

DER



Trümmerbrocken. Und selbst wenn das Spital wieder aufgebaut würde: Es fehlen die Fachkräfte. 70 Prozent der Ärzt:innen haben das Land verlassen.

Sogar die Vögel haben Homs gemieden

Momentan scheint das warme Spätsommerlicht durch das klaffende Loch in der Wand und es ist angenehm mild, doch im Winter wird es bitterkalt in der Wohnung. Samer und seine Frau haben einen kleinen Öfen, doch im letzten Winter konnten sie sich das Öl kaum je leisten.

Durch das Fensterloch sieht man auf die gähnenden Fensterhöhlen und zertrümmerten Wände im Nachbarshaus. Trotzdem hängt auch dort vor einem Fenster eine Wäscheleine mit Kinderkleidern. Nach Jahren der Flucht im eigenen Land kehren viele Leute in ihre alten Wohnungen zurück, auch wenn diese zerstört sind. Andere werden nie zurückkehren. Geschätzte 13 Millionen Syrer:innen wurden durch den Konflikt vertrieben, mehr als die Hälfte der Bevölkerung. Sechs bis sieben Millionen leben als Flüchtlinge im Ausland.

Von jenen, die noch hier sind, möchten viele weg. Viele meiner jungen Kolleg:innen träumen davon, eine Chance zu bekommen, um im Ausland zu studieren oder zu arbeiten. Meine Bekannte Maysun und ihr Mann hingegen haben sich entschieden, ihre Tochter hier aufzuziehen. Wenn alle gehen, kann es ja auch nicht besser werden. Doch sie verstehen ihre Freunde, die das anders sehen. Wer will

nicht sein eigenes Glück finden? Oder eine Familie gründen? Viele ihrer Freundinnen und Verwandten möchten heiraten, doch der Krieg hat eine ganze Generation junger Männer genommen oder ins Ausland getrieben. Andere wollen nicht heiraten, weil sie die Mittel dazu nicht haben oder unter diesen Umständen keine Familie gründen wollen.

Geheiratet wird aber auch im geschundenen Syrien – vielleicht umso mehr. Im Sommer ist Heiratssaison und fast jeden Abend hört man das obligate Hupen der Hochzeitskolonnen. Oft ist aber der Bräutigam nicht zugegen, sondern im Ausland. Vielleicht will er nicht in den Militärdienst gezwungen werden. Das Risiko ist gross, bei einem Geheimdienst vermerkt zu sein und bei der Einreise aufgegriffen zu werden. Oder es fehlt das Geld für die Reise. So werden die Hochzeitsparteen via Whatsapp und Facebook miteinander verbunden. Aus der Ferne zwischen Syrien, der Türkei oder Ägypten wird miteinander getanzt. Andere soziale Netzwerke oder Apps sind in Syrien wegen der Sanktionen gesperrt.

Wir gehen durch die kargen Zimmer und über angeknackste Treppenstufen nach unten auf die Strasse. Den Generator hört man nicht mehr. Dafür pfeifen die Vögel im anbrechenden Abend. Freunde erzählen mir, dass die Vögel erst mehrere Jahre, nachdem die Waffen verklungen sind, nach Homs zurückgekehrt sind.

Am Checkpoint werden wir lässig durchgewinkt. Die Sicherheitskontrollen sind

GENERATOREN



um einiges gemässiger als zu Zeiten vor meiner Ankunft in Homs, als die einzelnen Viertel hermetisch abgeriegelt waren. Trotzdem entgeht den Geheimdiensten wohl auch heute nicht viel. Die Strasse, die sich durch die landwirtschaftlichen Gärten um den Orontesfluss zieht, füllt sich allmählich mit Leuten. Hier weht eine kühle Brise und man kann für wenig Geld Kaffee trinken, ein Eis essen oder das mitgebrachte Essen verzehren. Verständlicherweise ziehen die Homsis die Strasse ihren heissen, unbeleuchteten Wohnungen vor. Masken trägt hier niemand und die Leute sitzen dicht gedrängt. Covid ist hier ein zweitrangiges Problem.

Am Abend spielen wir im Fünf-Stern-Hotel von Homs Tennis. Die Nacht ist schon hereingebrochen, aber der Platz ist beleuchtet. Als der Strom abgeschaltet und dem nächsten Viertel zugeteilt wird, ist es für einen Moment friedlich-gespensisch dunkel auf dem Court und in den umliegenden Häusern. Doch dann gehen dröhnend die Generatoren an. In dieser Gegend können sich zumindest gewisse Leute eigene Generatoren leisten.

Judika Peters, 1985, aus St.Gallen, arbeitet seit 2017 beim Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (IKRK). Bis September 2021 leitete sie das IKRK-Büro in Homs, Syrien. Fürs Sommerheft 2020 von Saiten hat sie eine Flaschenpost aus Rumbek, Südsudan, geschickt.

TROPISCH, TRANSKONTINENTAL, SCHWEIZERISCH

Geboren in Tansania, zu Hause halb in Sri Lanka und halb in Herisau: Die Buchhändlerin Franziska Tschumi führt ein Leben geprägt von drei Kontinenten. Das Porträt einer Grenzgängerin. Von Gabriele Barbey

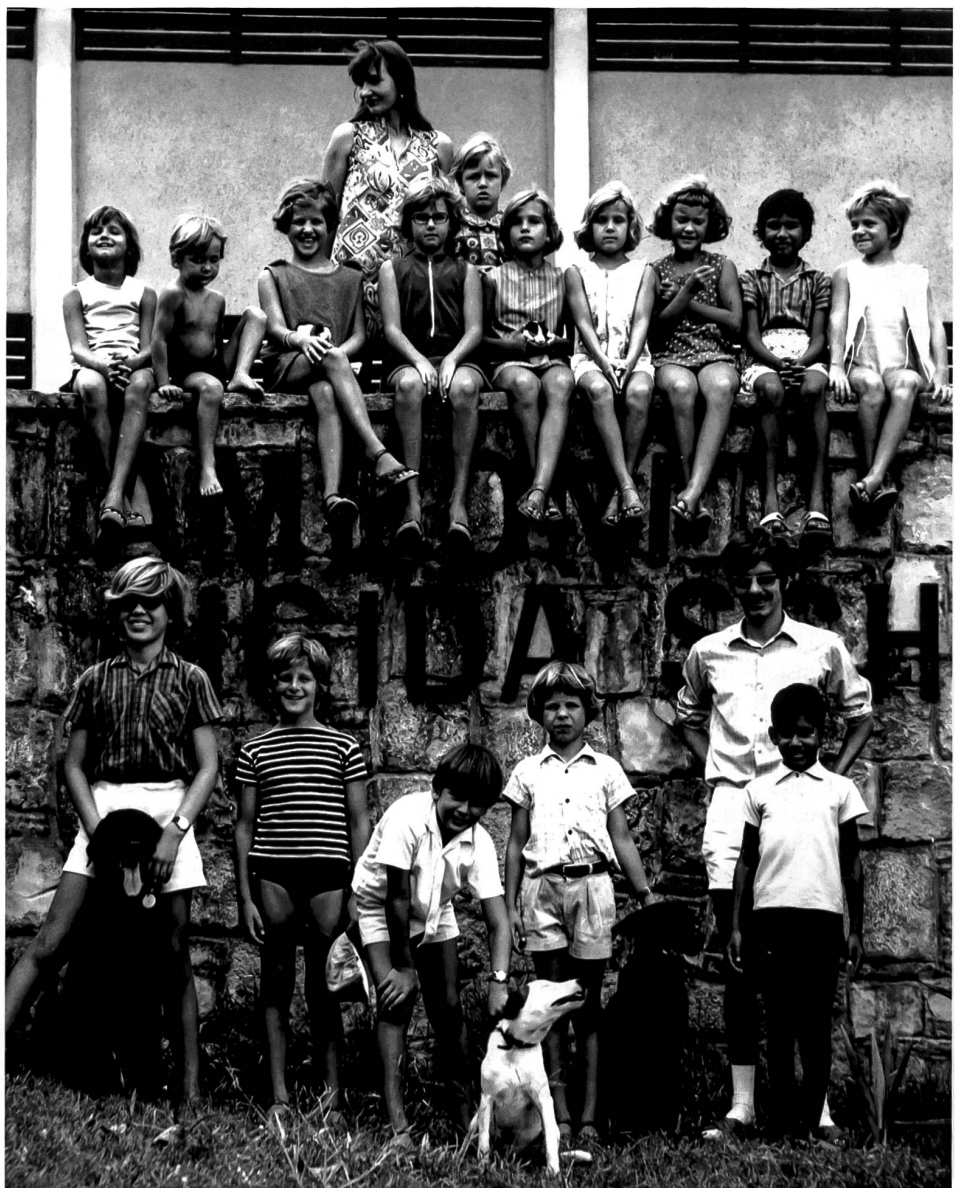
Dieser heisse Luftschwall, diese Gerüche sind es, die sie blitzartig in die Kindheit nach Tansania zurückversetzen! Franziska Tschumi, seit drei Jahrzehnten als Buchhändlerin in der Schweiz tätig, bucht 1993 zum ersten Mal eine Ferienreise nach Sri Lanka. Und beim Verlassen des Flughafens Colombo weiss sie: Hier riecht es wie damals in Tansania, es ist wie nach Hause kommen.

Treibende Kraft: die Mutter

Franziska Tschumis Vater Fredi war gelernter Landwirt und im Solothurnischen auf dem Bauernhof seines Grossvaters angestellt, wo er aber zu wenig verdiente; man näherte sich dem Jahr 1960. Darum suchten seine zukünftige Frau Margot und er nach Alternativen, man überlegte sich, nach Kanada auszuwandern, wie so viele andere. Dann sah Margot in der Zeitschrift «Die Grüne» ein Inserat der Firma Amboni Estates Limited, einer Gründung des Schweizer Walter Schoeller, die Personal suchte für ihre Sisal-Plantage in Tanganjika.

Treibende Kraft in Sachen Auswandern war Franziskas Mutter Margot, eine Lehrerin mit Zusatzausbildung in Hauswirtschaft. Die Eltern bewarben sich dreimal auf ein Tansania-Inserat, die Mutter wollte gerne Schule geben. Es war aber schliesslich der Vater, der eine Stelle als Landwirtschaftsfachmann bekam; zuerst war er Assistent, dann Leiter einer Sisal-Pflanzung, ein sogenannter Estate Manager.

Die aus Zentralamerika stammende Hartfaser-Agavenpflanze Sisal war Mitte der 1880er-Jahre von Deutschen in Ostafrika eingeführt worden. Dank afrikanischen Arbeitskräften konnten die europäischen Plantagenbesitzer Sisal zu einem Exportprodukt entwickeln – mit wechselhafter Geschichte: boomend ab 1950 bis Ende der 1960er-Jahre, dann immer stärker verdrängt von erdölba-



Kinder der Amboni Rigida School in Tansania. Auf der Mauer sitzend: Franziska Tschumi, dritte von rechts, 1970/71. (Bilder: Privatsammlung Franziska Tschumi)

sierten Erzeugnissen. Erst seit etwa 10 Jahren gibt es wieder erfolgversprechende Projekte in Anbau und Verarbeitung von Agaven.

Als Erstklässlerin ins Amboni-Internat

Die Tochter Franziska wurde 1963 im Spital in der nordtansanischen Hafenstadt Tanga am Indischen Ozean geboren. Ihre Mutter Margot erzähle gerne, wie anlässlich der Geburt von Franziska der indische Spitalarzt fein gekleidet und mit Turban erschienen sei, sich dann für die Geburtshilfe mit einer Riesenschürze und Gummistiefeln ausgerüstet habe.

Zurück auf der Plantage lebte die Mutter das Leben einer Hausfrau, was konkret hiess: grosses Haus, grosser Garten mit Tieren, viel einheimisches Personal, vor allem geschäftliche Besuche aus Europa, die zu verköstigten waren – mit hausgemachtem Brot, Teigwaren, Würsten oder getrocknetem Rindfleisch. Und ja, Tschumi bestätigt das Klischee: Die legendären Sundowner-Partys, bekannt aus Buch und Film, gehörten zu diesem Leben. Ein auslandsschweizerischer Höhepunkt der Geselligkeit waren Erst-August-Feiern mit heiterem Wettschiessen, Frauen und Kinder machten auch mit. Franziskas Mutter, eigentlich keine Party-Freundin, wusste sich anzupassen an diese kolonialen Gepflogenheiten, in einem Land, das sich erst wenige Jahre zuvor vom Kolonialismus befreit hatte, offiziell wenigstens.

Nach drei Jahren flog die dreiköpfige Familie für ein Zwischenjahr in die Schweiz zurück, wo Franziskas Schwester zur Welt kam. Nachdem die Übernahme des Hofes im Solothurnischen sich endgültig zerschlagen hatte, kehrte die jetzt vierköpfige Familie nach Tansania zurück, wo sie zuerst 25, später 60 Kilometer entfernt vom Amboni-Firmensitz lebte.

Vom ersten Schultag an bis zur fünften Klasse wohnte Franziska im Amboni-Internat, der sogenannten Rigida-School, die ebenso zur Firma gehörte wie die medizinische Betreuung im Hospital. An Doktor Rutishausser, den Schweizer Arzt, erinnert sich Tschumi gut. Unterrichtssprache war Deutsch, da die meisten Kinder aus der alemannischen Schweiz stammten, einige waren Deutsche, mit Eltern tätig in der Entwicklungsarbeit.

Wie aber vertrug sich eine private Schule mit dem sozialistischen Ujamaa-Programm des Staatspräsidenten Julius Nyerere? Oder anders gefragt: Hat das Mädchen Fränzi davon etwas mitbekommen? Nein, sagt Tschumi im Gespräch. Darauf habe sie kürzlich ihre Eltern, heute 83- und 84-jährig, angesprochen. Diese erzählten, die Amboni Estates Limited habe über Jahrzehnte viel Geld in Infrastruktur-Projekte gesteckt, sich überhaupt gegenüber allen Arbeitenden sozial verhalten. Deshalb sei Amboni auch nicht

Tansania und Ujamaa

Fläche: 945'000 km², Einwohnerzahl 1960: ca.10 Mio., 2020: ca. 60 Mio.

Ab 1885 Kolonialisierung durch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft. Ab 1891 Unterdrückung des afrikanischen Widerstands mit Höhepunkt im Maji-Maji-Aufstand 1905–1907. 1920 britisches Mandat. 1954 Organisation der Tanganjika African Union (TANU) durch Julius Kambarage Nyerere. Dezember 1961: Nyerere ist erster Ministerpräsident der unabhängigen Republik Tanganjika (bis 1985). 1964 vereinigen Nyerere und Karima, Präsident von Sansibar, das Festland und die davorliegenden Inseln zu Tansania. Beide verfolgten einen sozialistischen Kurs, die Politik der Ujamaa (grosse Gemeinschaftssiedlungen) mit staatlich kontrollierter Wirtschaft. Nach der weltweiten Wirtschaftskrise von 1973 sieht sich Nyerere genötigt, eine liberale Politik einzuschlagen.

verstaatlicht worden, ja habe das Wohlwollen der Regierung Nyerere genossen.

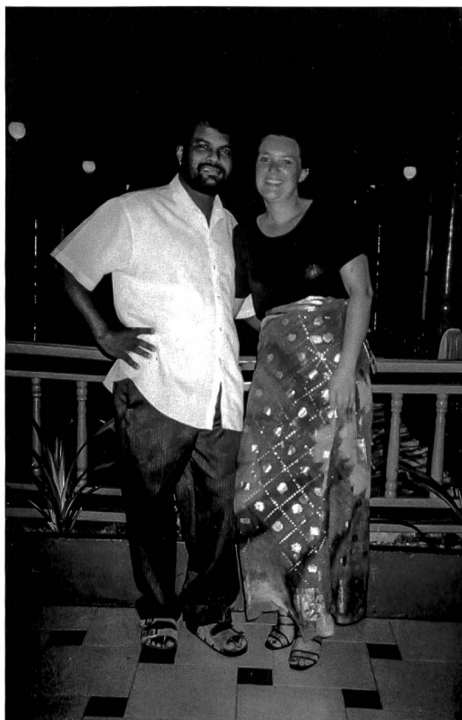
Alle vier Wochen gab es für die Kinder des Internats ein Long Weekend, damit sie die Eltern sehen konnten. Vater Fredi holte seine Tochter jeweils im Landrover ab und fuhr sie wieder hin. Das bedeutete, zweimal den Fluss Pangani mit der Fähre zu überqueren, bei Regenzeit eine unberechenbare und oft langwierige Angelegenheit. Franziska lernte früh mit Unwägbarkeiten zurechtzukommen. Sich durchschlagen, sich organisieren war die Devise.

1975 flog Franziska Tschumi in die Schweiz, um die Kantonsschule in Solothurn zu besuchen. Sie wohnte in der Familie eines Cousins ihres Vaters. Eineinhalb Jahre später – in der Zwischenzeit war Franziska zweimal auf «Heimurlaub» in Tansania – kehrten die Eltern und die Schwester ganz in die Schweiz zurück, damit auch die jüngere Tochter die Oberstufe hier besuchen konnte. Für Franziska brach eine Welt zusammen, hatte sie doch im Glauben gelebt, der Lebensmittelpunkt der Familie bleibe Tansania. Franziska, voll in der Pubertät, geriet in eine Krise, denn ihr Zuhause war doch in den Tropen, sie vermisste schmerzlich das Leben auf der Plantage, ihre beiden Hunde, die anhänglichen Meerkatzen, die nahe Küste am Indischen Ozean.

Natürlich war es auch Abenteuerlust

Zurück in der Schweiz arbeitete die Mutter, die sich mit der Wiedereingewöhnung zuerst schwertat, als Hauswirtschaftslehrerin und war von 1979 bis 1987 Parteipräsidentin der FDP in der solothurnischen Gemeinde Riedholz. Der Vater übernahm die Betriebsleitung der landwirtschaftlichen Schule Wallierhof (heute Bildungszentrum Wallierhof) des Kantons Solothurn. Franziska Tschumi schloss 1983 die Kantonsschule mit dem Eidgenössischen Handelsdiplom ab. Nach einem Sprachaufenthalt im südfranzösischen Arles absolvierte sie eine Lehre als Buchhändlerin.

War Franziskas Mutter politisch motiviert, hatte sie darum das Ujamaa-Modell der sozialistischen Dorfgemeinschaften nach Tansania gelockt? Nein, es ging ganz pragmatisch darum, sagt Tochter Franziska heute, sich ein gutes Leben zu erarbeiten. Vor allem waren ihre Eltern abenteuerlustig, und vorgesehen war nur ein dreijähriger Aufenthalt – woraus dann dreizehn Jahre wurden. Abgesehen von der Hochzeitsreise in die Bretagne waren die Eltern kaum gereist, sprachen wenig Englisch, ganz so schweigen von Suaheli. Ihre Eltern seien halt, so Tschumi heute, jung und «völlig unbelastet» gewesen. Suaheli lernten die Tschumis dann schnell. Und ab 1989 reisten sie mehrmals für kurze Aufenthalte zu Freunden nach Tansania zurück, einmal auch begleitet von Tochter Franziska.



Ein transkontinentales Paar: die Schweizerin Franziska Tschumi und der Sri Lanker Sanath, 1998.

Transkontinentale Ehe

1994 machte Franziska Tschumi in einem Guesthouse auf Sri Lanka Ferien. Eine Freundin hatte sie zu diesem zweiten Sri-Lanka-Aufenthalt überredet. War das nicht mitten im Bürgerkrieg (1982-2009), in dem die tamilischen Separatisten im Nordosten der Insel vom singhalesisch geprägten übrigen Sri Lanka unabhängig werden wollten?

Ja, doch, sagt Tschumi, aber in den nichttamilischen Regionen der Insel war Tourismus mit gewissen Vorsichtsmassnahmen durchaus möglich. Der Krieg wirkte sich dort vor allem durch Anschläge in den grossen Städten und durch Strassen-Checkpoints aus; je mehr davon man passieren musste, desto prekärer war die Lage einzuschätzen. Wer also die Insel bereisen wollte, war auf kundige Sri Lanker angewiesen. Auf einen wie Sanath, den Chauffeur und Guide im besagten Guesthouse.

Franziska und Sanath wurden ein Paar und pflegten sechs Jahre lang eine transkontinentale Fernbeziehung; Tschumi konnte sich nicht vorstellen, ganz in Sri Lanka zu leben. Im Jahr 2000 heirateten die beiden, Sanath zog zu Franziska in die Schweiz, lebte und arbeitete hier sechs Jahre.

Die Tsunami-Katastrophe von 2004 erlebten sie dadurch nicht hautnah; trotzdem hat sie sich natürlich auf ihr Leben ausgewirkt. Beide sammelten in der Schweiz Geld, und Sanath reiste nach Sri Lanka, um Notleidende direkt zu unterstützen. Danach kehrte er – ein Verehrer Che Guevaras und Bewunderer Kubas – wieder in die Schweiz zurück.

Tschumi arbeitete weiterhin Vollzeit in Leitungsfunktion in einem grossen Schweizer Buchhandels- und Medienunternehmen. Sanath, Singhalese, verkehrte in der Schweiz sowohl mit singhalesischen wie tamilischen Sri Lankern. Wirklich heimisch wurde er nicht. Nein, Repressionen sei er nicht ausgesetzt gewesen, er fühlte sich aber nie auf Augenhöhe akzeptiert. Dieser für ihn ständig spürbare Statusunterschied machte ihm zu schaffen.

Zwischen Ambalangoda, Winterthur und Herisau

Darum suchten und fanden die Schweizerin und der Sri Lanker ein neues Lebensmodell: Schon vor Kriegsende bauten sie 2006 im Südwesten Sri Lankas, nahe der Küstenstadt Ambalangoda, ein Guesthouse und begannen es professionell zu vermieten. Tschumi gelang es, ihren Fulltime-Job so einzuteilen, dass sie jährlich mehrere Wochen am Stück in Sri Lanka verbringen konnte.

Sorgen machen Tschumi heute die Folgen einer Öltanker-Havarie vor Colombo im Mai 2021. Das auslaufende Öl verschmutzte weite Strecken der sri-lankischen Westküste,

Sri Lanka und Tamil Eelam

Fläche: 63'000 km². Einwohnerzahl 1960: 10 Mio., 2020: 22 Mio.

Im 19. Jahrhundert holen die englischen Kolonialherren tamilische Arbeitskräfte aus Südindien nach Ceylon, zuerst auf die Kaffee-, später Teeplantagen. Singhalesen kommen mit der Plantagenwirtschaft zu Wohlstand, ringen den Engländern Rechte zur Selbstverwaltung ab. Einzig im Widerstand gegen die englische Kolonialmacht sind sich Singhalesen und Tamilen einig. 1931 erkämpft Ceylon die Selbstverwaltung, 1948 wird die Insel unabhängig. Staat und Religion werden getrennt. Der erste Ministerpräsident Stephen Senanayake entzieht den indischen Tamilen das Wahlrecht und ersetzt Englisch mit Sinhala als einziger Landessprache. 1976 fordern die Tamilen vergeblich einen eigenen Staat mit dem Namen Tamil Eelam; ab 1983 Anschläge auf singhalesische Einrichtungen. Der Bürgerkrieg dauert bis 2009.

ein Lebensraum für Wale, Delfine, Fische, Meeresschildkröten und Korallen. Zusammen mit den Folgen der Corona-Krise fürchtet Tschumi eine Abwärtsspirale für Sri Lanka.

Gut immerhin, dass es selbstverständlich auch in Sri Lanka inländischen Tourismus gibt, beliebt sind etwa Buchungen für Familienfeste. Ende August 2021 plante Tschumi, nach 18 Monaten pandemiebedingtem Unterbruch, zu ihrem Mann nach Sri Lanka zu fliegen; irgendeinmal sei genug geskyppt, auf Englisch übrigens, vermischt mit Deutsch. Nach drei Wochen wollte sie wieder in die Schweiz zurückkehren.

Dieser Plan liess sich nicht realisieren, wegen der Pandemie ist alles verschoben auf November... Also pendelt sie wie gewohnt vier- bis fünfmal pro Woche von ihrem Wohnort Winterthur per Zug an ihren Arbeitsort Herisau, wo sie seit 2017 die Bibliothek leitet.

Als kulturelles Extra bringt Franziska Tschumi zum Gespräch in einem Herisauer Café einen ihrer Lieblingsbildbände mit: Er ist dem Sri Lanker Geoffrey Bawa (1919–2003) gewidmet, einem Begründer südasiatischer Betonarchitektur, dem sogenannten Tropical Modernism. Mit luxuriösen Hotelanlagen, Privathäusern für Wohlhabende und dem Parlamentsgebäude in der Verwaltungshauptstadt Sri Jayawardenepura Kotte hat Bawa starke architektonische Zeichen auf seiner Insel gesetzt.



Franziskas Ehemann Sanath und ein buddhistischer Mönch beim Tempel Muhudu Maha Viharaya in Pottuvil, 2004.

Literatur:

Alfred A. Häsler: *Der Weizenkönig von Tansanjika. Abenteuer eines Lebens.* Huber Frauenfeld/Stuttgart 1980

1. August in Tanzania. In: Kolorit, Wochenmagazin der Solothurner Zeitung, 29. Juli 1988

Caspar Hirschi: *Erinnerungen aus dem Museum für Geräusche.* NZZ am Sonntag, 13. Juni 2021

David Robson: *Geoffrey Bawa – The Complete Works.* Thames & Hudson, London 2002.

PROTEST IN DER BAGGERSCHAUFEL

Vor 30 Jahren protestierten die beiden Gruppierungen ARNA und GONA zusammen gegen den Waffenplatz Neuchlen-Anschwilen. Der Bau konnte nicht direkt gestoppt werden und doch wurde vieles erreicht. Eine Spurensuche. Von Kaija Eigenmann, Flurina Lüchinger und Lia und Jael Allenspach



Um die Besetzung von Neuchlen-Anschwilen und deren Bedeutung aufzurollen, muss man ins Jahr 1957 zurückblenden: Der Waffenplatz im Breitfeld, die Schiessplätze im Sittertobel und die Kaserne auf der Kreuzbleiche stehen dem vom Bund genehmigten neuen Strassennetz im Weg. Dies führt 1980 zum Abriss ebendieser Bauten. 1976 publiziert das damalige EMD (heute VBS) die Pläne eines neuen Waffenplatzes in Neuchlen-Anschwilen. Die erste Reaktion ist weitgehend positiv, die Gemeinden und der Kanton unterstützen dieses Vorhaben.

Etwa zur selben Zeit plant das Militär in der Moorlandschaft von Rothenthurm ebenfalls einen neuen Waffenplatz. Es organisiert sich ein lokaler Widerstand, der sich für Naturschutz und gegen die Enteignung der Bauernhöfe einsetzt. Eine Volksinitiative für den Schutz der Moore wird lanciert und 1987 erfolgreich angenommen.

Vom Sieg der Rothenthurminitiative beflügelt und aufgrund des näher rückenden Baubeginns in Neuchlen-Anschwilen bildet sich in Gossau, Andwil und St.Gallen ebenfalls ein Protest. Im Oktober 1989 wird der Verein «Aktionsgruppe zur Rettung von Neuchlen-Anschwilen» (ARNA) gegründet. Zu ihren Beweggründen zählen die Sorge ums ökologische

Gleichgewicht, die Militärskepsis und die Solidarität mit den Landwirt:innen, die mit dem Bau des Waffenplatzes ihr Land verlieren würden. Noch im selben Jahr gibt es eine erste Protestaktion: Ein 24-stündiges Mahnfeuer.

Anfang 1990 wird eine kleine Gegen-gruppierung zur ARNA gegründet: die «Interessengemeinschaft für sinnvolle und glaubwürdige militärische Ausbildungsplätze in der Ostschweiz» (ISGA). Diese bleibt jedoch ziemlich leise, im Gegensatz zur ARNA. Als im März 1990 der erste Bauer sein Land verliert, ist das Mass voll: Wenige Tage später wird ein erstes ARNA-Widerstandscamp neben dem geplanten Waffenplatz errichtet. Mit der Besetzung wird jedoch noch bis zum Baugewinn abgewartet.

Die Besetzung

Alle Versuche, den Bau des Waffenplatzes Neuchlen-Anschwilen auf parlamentarischem und aktivistischem Weg aufzuhalten, scheitern. Als am 5. April 1990 der Bau des Waffenplatzes durch die Firma Manser beginnt, wird die erste Blockade organisiert. Die Aktivist:innen des Widerstandes bestehen aus einem bunt gemischten Haufen; betroffene Landwirt:innen aus der Umgebung, Menschen

aus Friedens- und Ökobewegungen, Angehörige der Kirche sowie linksgerichtete Menschen und linke Parteien. Die Blockade kann den Bau zwar nicht komplett aufhalten, das Camp neben der Baustelle bleibt aber bestehen. Im Camp wohnen bis Ende 1991 dauerhaft Menschen, allen Wetterlagen zum Trotz. Zu Beginn sind es 120 dauerhafte Bewohner:innen; viele davon pendeln zwischen Uni oder Arbeit und Waffenplatz.

Das EMD reagiert auf den Protest, und zwar mit dem Bau eines kleinen Zauns, um ungestört am Waffenplatz weiterbauen zu können. Am 20. April wird der Zaun durch einen grösseren ersetzt, der unter Bewachung der Sicherheitsfirma Protectas steht. In den folgenden Tagen wird das Camp von ungefähr 30 Rechtsextremen bedroht. Am 1. Juni folgen den Drohungen Taten: Rund ein Dutzend maskierte Rechtsextreme überfallen das Camp. Sie greifen die Aktivist:innen mit Stöcken, Knüppeln und Messern an und setzen auch ein Zelt in Brand. Die Täter:innen werden nie identifiziert. Am 23. Juni entsteht trotz Hass von rechts eine nationale Kundgebung in Gossau mit an die 3000 Teilnehmer:innen.

Einige Tage später wird die Volksinitiative «40 Waffenplätze sind genug – Umweltschutz auch beim Militär» lanciert. Die Initia-



tive fordert, dass keine militärischen Übungs-, Schiess-, Waffen- und Flugplätze neu errichtet oder erweitert werden dürfen. Auch der Bau des Waffenplatzes Neuchlen-Anschwilen ist von dieser Initiative betroffen, da er der 41. Waffenplatz der Schweiz wäre.

In den Sommerferien 1990 und 1991 finden zwei ARNA/GONA-Sommerunis statt; mit verschiedenen Beiträgen und Kursen zu gesellschaftspolitischen Themen. Nach diesem Sommer schwindet die Medienaufmerksamkeit stetig, unter anderem wegen dem Beginn des Golfkrieges. Auch die Aktivist:innen sind nach so langer Zeit des Widerstands allmählich ermüdet.

Am 19. Dezember 1991 gibt die GONA («Gewaltfreie Opposition gegen den Waffenplatz Neuchlen-Anschwilen») deshalb bekannt, dass sie auf weitere Protestaktionen verzichtet. Sie fordert dafür den Abzug der Protectas und den Verzicht des Kasernenbaus bis nach der Abstimmung der Waffenplatzinitiative. Am 26. Dezember findet das dritte, mittlerweile schon fast traditionelle Nachweihnachts-Mahnfeuer statt. Anfang 1992 entfernt das EMD den Bauzaun, als Reaktion auf den Rückzug der Aktivist:innen.

Die Waffenplatzinitiative wird 1993 im Nationalrat behandelt, stösst dort und in der

Stimmbevölkerung jedoch auf Ablehnung: Sie wird mit 55,3 Prozent zu 44,7 Prozent Nein-Stimmen abgelehnt. Auch hier wurden die Stimmberechtigten durch die Angst vor dem Golfkrieg beeinflusst.

Gewaltfreie Philosophie

Vor und während der Besetzung kristallisierte sich nach und nach die Idee eines gewaltfreien Widerstandes heraus. Diese Gewaltfreiheit beinhaltete, dass die Aktivist:innen hauptsächlich ihre Körper als Mittel des Widerstands einsetzen. Sie setzten sich vor Bagger und auf Strassen, um Lastwagen daran zu hindern, auf das Gelände zu gelangen.

Auf sekundäre Mittel wie zum Beispiel die Demolierung der Baumaschinen oder des Zauns wurde verzichtet. Dieser friedliche Widerstand wirkte als absurder Kontrast zur Machtpolitik des EMD. Wenn Baufahrzeuge die Wiesen beschädigten, versuchten die Menschen des Camps über den Zaun zu klettern und die zerstörte Wiese wieder zusammenzusetzen.

Nach dem Angriff der Rechtsextremen verbreitete sich Angst im Camp und einige Menschen verliessen es. Für die verbleibenden Aktivist:innen war aber klar, dass sie

weiterhin unbewaffnet bleiben wollten. Auch die Polizei und die vom EMD angeheuerten Protectas setzten Gewalt ein, um die Menschen zu vertreiben. Es gab mehrere Räumungen, die Aktivist:innen liessen sich davontragen, nur um am nächsten Tag an einem neuen Platz ihr Camp aufzuschlagen. Als die Situation eskalierte, schoss die Polizei bei Übertretung des Zauns mit Gummischrot auf Kopfhöhe auf die Aktivist:innen.

Trotz dieser gewaltsamen Reaktionen blieb der Konsens über die Gewaltfreiheit und die Dialogbereitschaft der Aktivist:innen bestehen. Die Überzeugung, das Richtige zu tun, ging so weit, dass sie sich vor fahrende Lastwagen und Bagger stellten, ohne zur Seite zu weichen. Am Ende erhielten einige Busse, doch zu schwereren Strafen kam es nicht, dies auch dank den Jurist:innen, die den Aktivist:innen zur Seite standen.

Widerstand im Gesamtblick

Der Widerstand in Neuchlen-Anschwilen war weitaus mehr als die Besetzung eines Waffenplatzes. Innerhalb des Camps entstand viel Kultur, unter anderem im Rahmen der zwei Sommerunis. Grundsätzlich waren die ARNA und die GONA die treibenden Organe



des Widerstandes. Während die ARNA eher auf parlamentarischer Ebene arbeitete, waren die GONA-Aktivitäten die treibende Kraft der Besetzung. Der GONA-Widerstand war besser geeignet als eine Initiative, um den Waffenplatz bekannt zu machen. Bilder von jungen Aktivist:innen, die auf einer Baggerschaufel sitzen, lassen sich besser vermarkten als eine handelsübliche Initiative. Trennscharf zwischen GONA und ARNA zu unterscheiden, ist jedoch schwer, da sich die zwei Gruppen gegenseitig unterstützten und überschneiden.

Der Tenor war immer gewaltfrei, wie der Name der GONA (Gewaltfreie Opposition Neuchlen-Anschwilen) besagt. Ausserdem wurden alle Entscheidungen basisdemokratisch getroffen. Jeden Sonntag versammelten sich die Aktivist:innen in den Zelten ihres Camps, um die kommende Woche zu planen und gemeinsam über das weitere Vorgehen zu entscheiden.

Ein wichtiger Aspekt der Besetzung war, dass es neben dem Aktivismus auch Raum für Bildung gab. Die Menschen wollten unbedingt zusammen denken, Konzepte erarbeiten und diskutieren; dies führten sie in Form der Sommerunis aus: Die Aspekte, die den Widerstand ausgemacht haben, wurden noch einmal genauer betrachtet. Besonders

das Thema Ökologie war sehr präsent, denn es war ein ökologischer Widerstand. Aber auch Themen wie Utopie, Friedenspolitik, Widerstand, Feminismus, Rassismus und Effizienz linker Politik wurden in den Sommerunis '90 und '91 thematisiert.

Einfluss und Bedeutung

Schon seit 20 Jahren hallen die Schüsse des Waffenplatzes durch die Wälder von Neuchlen-Anschwilen. Todsünden der Ökologie werden begangen und jedes pazifistische Herz blutet beim Anblick des Platzes. Trotzdem setzte dieser allererste Widerstand gegen die Waffenindustrie in der Ostschweiz ein wichtiges Zeichen. Es war der Startschuss einer landesweiten Bewegung.

Der Widerstand in Neuchlen-Anschwilen war ein zentrales Puzzleteil, das zum Aufschwung der grünen Partei führte. Ebenfalls wurde mit dieser ikonischen Besetzung die Armee unter Druck gesetzt, einen etwas ökologischeren Ton anzuschlagen als zuvor. Das Ergebnis war ein Öko-Konzept, welches ein 240 Hektar grosses Naturschutzareal im Gebiet Neuchlen-Anschwilen beinhaltet. Auch das Image des Militärs verändert sich seither drastisch. Wer Anfang der 90er-Jahre einen

hohen Posten in der Arbeitswelt antrat, musste sich fast zwangsläufig auch im Militär hocharbeiten, was heute in den meisten Arbeitsfeldern nicht mehr der Fall ist. Mit der Kritik am Militär schuf dieser Widerstand eine Grundlage für die Einführung des Zivildienstes und Zivildienstes.

Die Besetzung in Neuchlen-Anschwilen ist heute ein Symbol für die Linken der 90er-Jahre, sie prägte viele junge und alte Menschen und bewegte sie dazu, politisch zu werden. Für die heutige politische Jugend ist sie eine grosse Inspiration.

Quellen:

Interview mit Clemens Allenspach

Richard Butz, Hansueli Trüb, Peter Weishaupt (Hg.): *Feuer in Neuchlen – Widerstand gegen Waffenplätze*, Rotpunktverlag, Zürich 1992

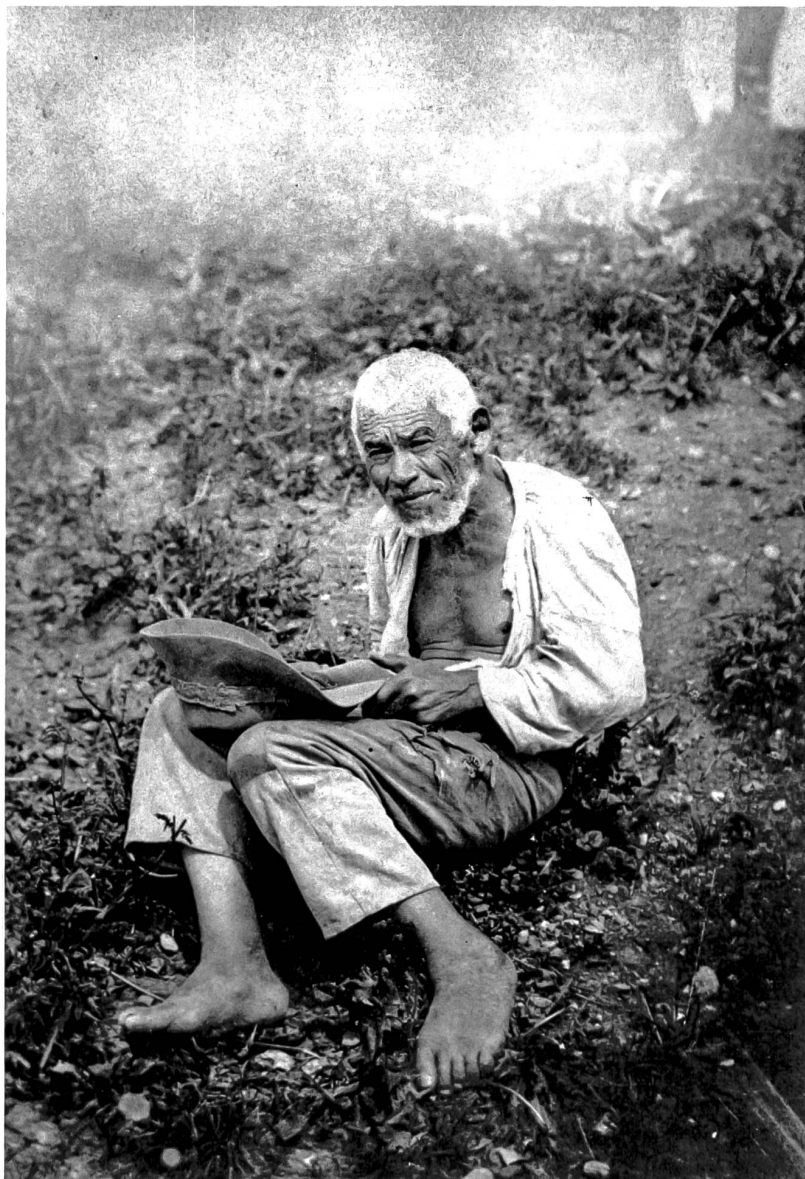
Widerstand im Gesamtblick 1: ARNA, GONA, Michael Walther (Sommeruni)
Widerstand im Gesamtblick 2: ARNA, GONA, Arbeitsgruppe Sommeruni

Bilder: *Wir bleiben, bis ihr geht! Eine Fotodokumentation von Gaston Isoz über den Widerstand in Neuchlen-Anschwilen*. Labyrinth-Verlag, Trogen 1992

Erfreuliche Universität zum pazifistischen Protest um den Waffenplatz Neuchlen-Anschwilen: 26. Oktober, 20:15 Uhr, Palace St.Gallen. Gespräch mit Monika Gähwiler und Michael Walther.

SELIG UNSELIGER SELUNER

Der Leichnam des «taubstummen Findlings» vom Obertoggenburg wurde 1926 zu rassistischen Forschungszwecken exhumiert und nun – fast 100 Jahre später – in Neu St.Johann endlich zur letzten Ruhe gebettet. Bis heute bekunden einige Mühe, ihn als ganzen Menschen anzuerkennen. Von Roman Hertler



Johannes Seluner auf der einzig bekannten Fotografie von ihm, aufgenommen um 1880. (Bild: pd)

Als «wild Mannli» ist Johannes Seluner in den Fantasien der Leute aufgetaucht und als Ungeheuer spukt er nach über 150 Jahren noch immer in den Köpfen. (Rea Brändle, 2016)

«Naturbursche» war noch einer der freundlicheren Begriffe, mit denen man ihn bedachte. Findling, Idiot, Kretin, homo ferus (Verwilderter), Wolfskind oder Tiermensch nannte man ihn. 1844 war er, vielleicht 16- oder 20-jährig, am Berg Selun in den Churfürsten aufgegriffen und hinunter nach Alt St.Johann gebracht worden. Nur auf Druck des Kantons

hin hatten sich die Gemeindebehörden dieses «lästigen Menschen», der kein Wort sprach und nie zu «nützlicher» Arbeit erzogen werden konnte, angenommen, ihn aber bald ins benachbarte Nesslau weitergeschoben. Dort fristete er den Rest seines Lebens im Armenhaus. Am 20. Oktober 1898 starb er nach kurzer Krankheit.

Man gab dem «Seluner» zwecks amtlich korrekter Erfassung bald den Namen Johannes Seluner und schrieb ihm aufgrund seiner Gestik – niederknien und sich selber mit Wasser bespritzen – die katholische Kon-

fession zu. Man geht allgemein davon aus, dass er gehörlos war. Ob und wie er sich gegenüber seiner Umwelt verständlich machte, hat niemand je dokumentiert. Offenbar hat man sich auch nie um eine eingehende Verständigung mit ihm bemüht.

Er war vor allem ein Objekt der Fabulier- und der Schaulust. Nach seiner Beerdigung erschienen Nachrufe in internationalen Blättern. Die meisten Texte kolportierten aber vor allem, was man dem Seluner im Laufe der Jahre angedichtet hatte. Weil nie etwas Handfestes über seine Herkunft bekannt wurde, beflügelte seine

Geschichte die Fantasien bis heute. Zeitweise war man sogar davon ausgegangen, dass der Seluner adliger Abstammung war und verstossen wurde. Das allermeiste, was über ihn erzählt wurde, war erdacht.

Zürcher Schulterblätter, südamerikanische Wirbellöcher

Es dürfte aber zweifelsohne auch von Wert sein, sich einmal mit den Überresten eines Menschen zu befassen, der auf einer der untersten Sprossen menschlichen Geistes stand, aber durch die Eigenart seines Schicksals das Interesse weiter Kreise erregte. (Otto Schlaginhaufen, 1930)

Vermeintlich ernsthaftere Forschung betrieben Anfang des 20. Jahrhunderts ein paar Rassen-theoretiker. Der Anthropologe Otto Schlaginhaufen veranlasste 1926 auf Initiative des Basler Landarztes Ernst Gottlob Finkbeiner, der unter anderem das Buch *Die kretinische Entartung nach anthropologischer Methode* verfasst hat, Seluners Exhumierung. Die Knochen wurden ins Anthropologische Institut an der Uni Zürich verbracht.

Anhand millimetergenauer Vermessungen der Knochen, wovon 105 Daten allein für die Untersuchung des Schädels aufgenommen wurden, versuchte Schlaginhaufen nachzuweisen, dass Kretinismus und die teilweise damit einhergehende Taubstummheit (heute korrekt: Gehörlosigkeit) im modernen Europa eine biologische Panne sei, weil hier minderwertiges Erbmaterial aus früheren Rassenverbindungen mitmische. Seluner ein Neandertaler?

Schlaginhaufens Messungen und Indierungen erwiesen sich – wie die Rassenforschung überhaupt – als Schuss in den Ofen. Was der Anthropologe in Zürich über Seluner herausfand, gleicht einem wirren Tanz durch Kontinente und Epochen: Obergesichtsindex wie die Bündner aus Danis, Wirbellochdurchmesser wie ein südamerikanischer Indianer, Zürcher Schulterblätter, Tiroler Sprungbein, vorstehende Oberkieferknochen wie in Australien, Papua oder Ostafrika, Oberarmtorsionswinkel wie ein Neolithiker, Humero-Radial-Index der Schwäbinnen, transversaler Breitenindex beider Nasenbeine der Eskimos.

Völkerverbindende Krönung der fruchtlosen Forschungsbemühungen ist der Befund über Seluners Naviculare. Dieser winzige Fusswurzelknochen weist sowohl Tiroler als auch feuerländische wie melanesische Züge auf. Unter dem Strich fand Schlaginhaufen nicht mehr heraus, als dass es sich beim Seluner doch um einen, wenn auch durch eine «Häufung steinzeitlicher Körpermerkmale» degenerierten, aber ansonsten physiognomisch hundskommunen Zentraleuropäer handelte.

Dafür hat man den toten Seluner also aus dem Boden geholt. Nicht einmal zurückgebracht hat man ihn anschliessend, sondern die Knochen in einer Kiste irgendwo im Depot des Anthropologischen Instituts der Uni Zürich verstaubt.

Den Schädel des Berner Mathematikers Ludwig Schläfli, den Schlaginhaufen im Herbst 1929 ebenfalls aus dem Grab holen liess, schickte man hingegen auf Drängen der Berner Friedhofsverwaltung bereits nach einem Jahr wieder zurück. Im Toggenburg drängte niemand auf die Rückgabe von Seluners Gebeinen, obschon seinerzeit an der Beerdigung 1898 eine veritable Volksschar aufgelaufen war, um sich vom «Tiemensch» Seluner zu verabschieden.

Bis heute nur bedingt ein Mensch

Johannes Seluner, eine Projektionsfläche, auch bei mir. Vielleicht sollte ich als Widergutmachung die Wikipedia Biographie auf die Faktenlage reduzieren. Es gibt viel zu tun: bei ihm und all den anderen, die Opfer der Fabulierlust einer im Grunde gnadenlosen Gesellschaft wurden. (Gerhard Kowar, tindernews.blog, 2014)

Eine hat mit dem ganzen Unsinn um den Seluner aufgeräumt: Die Toggenburger Journalistin und Schriftstellerin Rea Brändle hat alles, was es über ihn zu lesen gibt, umfassend recherchiert und vermeintliche Fakten auf deren Wahrheitsgehalt abgeklopft. Eindrücklich schildert sie, wie aus einem bedauernswerten Menschen das Objekt schamloser Fabulierung und ebenso pietät- wie ergebnisloser Forschungsgier wurde. Ihr Buch von 1990, *Johannes Seluner. Findling. Eine Recherche*, ist 2016 in einer erweiterten Neuauflage erschienen.

Darin beschreibt sie unter anderem, wie Seluner bis heute ein gewisses Unbehagen auslöst. Brändle berichtet von einer Gymnasialklasse aus Davos, die den Konservator des Toggenburger Museums in Lichtensteig anfangs der 1990er-Jahre nach dem Seluner befragte. Dieser habe ihnen aber den entsprechenden Steckbrief nicht zeigen wollen, dafür aber ausführlich über die drei Toggenburger Regionalhelden Huldrych Zwingli, Jost Bürgi und Ulrich Bräker referiert.

In der 2003 erschienenen St.Galler Kantongeschichte taucht der Seluner nicht etwa in den institutionskritischen Kapiteln zum 19. Jahrhundert auf, sondern im prähistorischen Teil im Zusammenhang mit den Ausgrabungen zum Wildenmannlisloch, wo der Seluner der Legende nach überwintert haben soll, bevor er ins Tal gebracht wurde. Wofür es aber keine Belege gibt. Trotzdem wird im historischen Standardwerk getitelt: «Die wahre Geschichte des Seluners».

Wie ist es dem Seluner im Armenhaus von Nesslau tatsächlich ergangen? Die fakti-

schen Seiten der Seluner-Geschichte werfen unbequeme Fragen auf zu grossen Themen wie dem Umgang mit Heimatlosen und Gehörlosen, die Installierung von Armen- und anderen Disziplinierungsanstalten bis hin zu Ausgrenzung von Fremden und Aktivitäten von Eugenikern.

Rea Brändle, die 2019 verstorben ist, hatte sich zeitlebens für die Rückgabe von Seluners sterblichen Überresten eingesetzt. Möglich wurde es nun auch dank des Engagements des Zürcher Anthropologieprofessors Christoph Zollikofer, der sich, wie Brändle schon im Buch festhielt, im Unterschied zu etlichen seiner Vorgänger auf offene Art mit der belasteten Vergangenheit des Instituts auseinandersetzte und neue Formen der Wiedergutmachung praktizierte.

Erst im hohen Alter, neun Monate vor seinem Tod, wurde Johannes Seluner getauft. Allerdings war es nur eine «bedingte Taufe», was immer das katholische Pfarramt damit gemeint haben mag, und sie erfolgte nicht am Taufstein in der Klosterkirche in Neu St.Johann, sondern im Armenhaus in Nesslau. Götti und Gotte in einem war Armenhausvorsteherin Künzi. Pfarrer Eigenmann hielt im Taufregister fest: «Um ihn bei der Taufe ruhig zu halten, liess ich ihm eine Stück Zucker geben, an dem er herumknusperte. Er ist sonst nicht böseartig.»

Am 9. September 2021 wurde der Seluner in Neu St.Johann im kleinen Kreis endgültig beerdigt. Auf dem Grabkreuz stehen der Name und untereinander die beiden Jahreszahlen 1844 und 1898. Das wirft wiederum die Frage auf: War er vor seiner Auffindung auf der Alp Selun 1844 kein menschliches Wesen? Zumindest für die katholische Kirche – so scheint es – bis heute höchstens bedingt.

Rea Brändle: *Johannes Seluner. Findling. Eine Recherche*. Chronos-Verlag, Zürich 1990 (Neuaufgabe 2016), 32.–

Dieser Artikel erschien zuerst auf saiten.ch

PETER ROTH
**WEIHNACHTS-
 ORATORIUM**
**«Friede auf
 Erden»**



PETER ROTH Komposition, Leitung

KATHRIN SIGNER Sopran

SARINA WEBER Alt

JENS WEBER Tenor

CLARA ROMERO Oboe

CORNELIA DÜRR Klarinette

MARKUS MEIER Fagott

GESCHWISTER KÜNG

Violen | Viola | Cello | Kontrabass | Hackbrett

CHORPROJEKT ST.GALLEN

Gemischter Chor

**VORVERKAUF ONLINE AB 9. OKTOBER:
 WWW.CHORPROJEKT.CH/VORVERKAUF**

SONNTAG, 28. NOVEMBER 2021 - 17 Uhr
KIRCHE ST. MAURITIUS - APPENZEL

SAMSTAG, 4. DEZEMBER 2021 - 20 Uhr
KIRCHE ST. MARIA NEUDORF - ST. GALLEN

SONNTAG, 5. DEZEMBER 2021 - 17 Uhr
EVANGELISCHE KIRCHE - WATTWIL

NUR MIT COVID-ZERTIFIKAT

www.chorprojekt.ch

**DAS LITERATURHAUS
 IM OKTOBER**

www.wyborada.ch

9.10.

LITERARISCHES FORUM

MECHTHILD BETZ | RUTH ERAT

JOACHIM OFF | UWE SCHNEIDER

ANNA TEUFEL mit Eva Bachmann

Zsuzsanna Gahse | Franz Hoben

28.10.

SCHWEIZER BUCHPREIS

MARTINA CLAVADETSCHER

THOMAS DUARTE

MICHAEL HUGENTOBLER

CHRISTIAN KRACHT

VERONIKA SUTTER

Literaturhaus Wyborada St. Gallen | Davidstrasse 42

9000 St. Gallen | literaturhaus@wyborada.ch | 071 222 65 15



3 In nomine Lucis
27 10 2021

**Alexander Hermann spielt
 an der St. Galler Domorgel**
Erstaufführungen von
Giacinto Scelsi, Rupert Huber,
Robert Moran, Charles Uzor
und Alexander Hermann
Mittwoch 27. Oktober 2021,
Dom St. Gallen, 20 Uhr

Programm

Giacinto Scelsi (1905–1988) *Salagrama* für 2 Orgeln
 und Perkussion (1979)

In nomine Lucis (1974)

Charles Uzor (*1961)

Le temps déborde (1997)

Alexander Hermann (*1966)

Improvisation

Rupert Huber (*1953)

ANRUFUNG UND EHRUNG

(2021)

kurze Pause

Robert Moran (*1937)

Salagrama für 2 Orgeln
 und Perkussion (1979)

Alexander Hermann → Orgel

Beatrice Menz-Hermann →

Orgel 2

Rupert Huber → Perkussion

// st.gallen

Kultur- und
 Kulturförderung

unterstützt durch:

contrapunkt. new art music.
 Postfach 403, CH-9001 St. Gallen
 contrapunkt-sg.ch
 @contrapunkt.newartmusic
 contrapunkt. new art music. wird unterstützt durch:

Kein Vorverkauf. Abendkasse jeweils 30 Minuten vor Konzertbeginn.